

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 33

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Boß Donner! Hier ging es räß zu. Man hörte das Reuchen der beiden über den ganzen Platz hin, sie wurden wild, ihre Gesichter verzerrten sich und wurden rot wie das Feld der Schweizerfahne, ihre Muskeln spannten sich zum Bersten und drohten die Haut zu zerreissen.

Plötzlich hob der Große den Gedrängten mit unerhörter Menschenkraft empor, fasste ihn an beiden Beinen, wollte ihn niederschmettern. Dabei streifte die Brust des Fallenden das Tischchen eines Kampfrichters, ein mächtiger Span der Tischplatte splitterte krachend, wie von einer Axt getroffen, ab. Niemand konnte daran zweifeln, daß dies ziemlich massive Arbeit war, ein gewöhnlicher Sterblicher hätte sich wahrscheinlich stöhnend zum letzten Stündlein hingelegt. Der Stier hingegen stand wieder auf, hielt sich die Seite, machte ein wütendes Gesicht und verließ protestierend den Kampfplatz.

Unglaublich, dachte der zuschauende Boßhard.

So wurde nun geschwungen und immer noch geschwungen, daß das Sägemehl stob.

Es wurde immer heißer.

Aber gegen den Mittag kamen über den Abendberg herüber schwarze Wolken gezogen und in das Reuchen und Rechzen der Schwingerpaare grosszte bisweilen mürrisch ferner Donner, und ab und zu warf eine Wolke über Eglach den armen, in ihrem Schweize sich herumlüpfenden Gesellen ein paar Tröpflein Kühlung auf die heißen Leiber.

Gefährlich wurde es indessen nicht, und das schöne Fest konnte ungehindert seines Weges gehen.

Um halb zwei Uhr erlebte man den Höhepunkt: der Festzug marschierte durchs Dorf. Nein, die Eglacher hatten sich nicht umsonst wochenlang gemüht. Die Strassenränder waren schwarz von staunenden Menschen, vielmehr nicht schwarz, sondern farbig gesprenkelt wie ein Österei: grün, blau, weiß, rot, gelb und grau stand es da, denn es war ja Sommer.

An günstigen Plätzen hatten sich Photographen aus nah und fern aufgestellt: sie standen auf kleinen Stehleitern und stellten die Köpfe in die schwarzen, mit einem ebenfolgenden Tuche beschwanzten Zauberkästen. Und hier stand wirklich ein richtiger, wahrhaftiger Kurbelmann, ein Kinooperateur und kurbelte den Festzug für die Welt der weißen Leinwand. Großartig, wenn man sich das so recht vorstellte. Nächstens stolziert man in Zürich, St. Gallen, Basel, in Genf und weiß Gott wo sonst, im Kinobilde einher und lächelt dem dasitzenden schauenden Publikum freundlich zu wie Henni Porten. Großartig, einfach großartig!

Die Eglacher Musik spielte, was das Blech hielt: Träum-träum-träidiri...

Am Abend war Preisverteilung. Vorher wurden Reden gehalten.

Wadere Reden von alter Schweizerkraft und edlem, vaterländischem Kampfspiel. Ein Regierungsrat, welcher zur Weihe des Tages extra nach Eglach gekommen war, tat von der bannergeschmückten Rednerbühne herab kund und wissen, daß heute in der schönen, stattlichen Gemeinde am Waldeberg des Landes Wägste und Beste beijammen seien.

„Bravo!“

Die Feststimmung dauerte bis in die Nacht hinein und bis in den Morgen hinüber. Und nicht wenige mußten, als der neue Tag herauf dämmerte und sie sich auf den Heimweg begaben, noch mit einem Rausche hosenlupfen und gehörig achtgeben, daß sie nicht zu Fall kamen.

(Schluß folgt.)

Aus der politischen Woche.

Die Vorgänge in Paris.

Poincaré setzt immer noch erfolgreich seine Finanzierung fort. Eben hat er von der Kammer und Senat die Zustimmung erlangt für die Errichtung einer autonomen Amortisationskasse. Aus dieser Kasse soll der Zinsendienst für die „bons de défense“ bestreiten werden; die

fälligen Staatscheine sollen gegen garantierte Papiere eingetauscht werden können. So hofft man, den Staatshaushalt von den „schwebenden Schulden“, den kurzfristigen inneren Anleihen, entlasten zu können. Die heute noch leere Kasse soll gefüllt werden durch die Erträge des Tabakmonopols, das durch Privatbetrieb ausgebeutet werden soll, der Erbschafts- und der Handänderungssteuern, der Lotterien, durch Schenkungen usw. Das Tabakmonopol soll allein anderthalb Milliarden einbringen. Ungewiß ist der Ertrag der andern Einnahmequellen, weil dieser sehr abhängt vom Wohl und Wehe der Volkswirtschaft. Die Handänderungssteuer z. B. wird nur dann eine reichlich fließende Quelle sein, wenn viel gekauft und verkauft wird. Das wird aber nicht der Fall sein, wenn die mit Poincarés Deflations-, lies: Preissenkungspolitik unvermeidbar verbundene Stagnation der Wirtschaft, die Krise, in Erscheinung treten wird. Immerhin hat — wenn nicht alles täuscht — auch für diesen Fall Poincaré die Gegenmittel in der Hand. Er hat nämlich zugestandenermaßen die Frankenhausse benutzt zum Ankauf von Devisen und gleichzeitig ließ er der Bank von Frankreich durch die Legislative das Recht geben, in unbeschränkter Höhe neue Noten zu drucken zum Ankauf der gutschinenden Menge von neuen Devisen. Mit dieser Manöveriermasse in der Hand glaubt Poincaré den Franken auf alle Fälle halten zu können; ob dem so ist, hängt zum allergrößten Teil vom Vertrauen des Publikums in seine Macht und Geschicklichkeit ab.

Die Kritik ist bis heute naturgemäß zurückhaltend gewesen, galt es doch, das patriotische Werk der Wiederaufrichtung des Frankens nicht zu stören. Aber gerade diese letzteren Maßregeln haben bei vielen Sachverständigen schwere Bedenken hervorgerufen. Caillaux im „Œuvre“ und Leon Blum in der Kammer bezeichneten die Devisenkäufe mit neuen Noten als verdeckte Inflation. In der Tat kann man sich die Sache nicht gut anders denken, als daß die neuen Noten, auch wenn sie durch Devisen gedeckt sind, als umlaufendes Geld die Nachfrage verstärken, dadurch die Preise heben und den Frankenfurs drücken. Aber dies dürfte eben gerade Poincarés Gegenmittel gegen die drohende Krise sein und ist als solches vielleicht wertvoller für die französische Nationalwirtschaft, als es auf den ersten Blick scheint. Eine gewisse Unsicherheit über das künftige Geschick des Frankens beherrscht so die Spekulanten, die solchermaßen nun nicht mehr wissen können, was einträglicher ist, eine Spekulation auf Hausse oder eine solche auf Baisse.

Immer noch fraglich ist im Frankenkrieg — auch Belgien macht an der Seite Frankreichs diesen finanziellen Großkampf mit — die Rolle, die das englisch-amerikanische Kapital dabei spielen will und wird. Poincaré hat bekanntlich die Parole ausgegeben: Frankreich hilft sich selbst. Belgien steht auf ganz gleichem Boden. Die französisch-belgische Übereinstimmung wurde durch eine persönliche Versprechung zwischen Poincaré und Vandervelde, dem belgischen Außenminister, und Tranqui, dem belgischen Finanzminister, die türzlich in Paris stattfand, erzielt. Wenn aber Belgien, unter der Diktatur des Königs, für seine schwebenden Staatschulden eine Zwangskonsolidierung festsetzen mußte, so versichert Poincaré ausdrücklich, daß in Frankreich eine solche Maßregel nie und nimmer in Frage kommen dürfe; was der Staat einmal versprochen habe, das werde er auf alle Fälle halten. Diese Versicherung soll beruhigend wirken auf die Debitorien des französischen Staates und die Rückkehr des geflohenen Kapitals beschleunigen. Was die Anspruchnahme fremder Kredite anlangt, so läßt auch hierin Poincaré eine gewisse Unsicherheit bestehen. Nachdem er zuerst erklärte, Frankreich verzichte auf fremde Hilfe, obwohl aus Amerika, England, Holland und sogar aus Deutschland Angebote in Hunderten von Millionen vorlagen, und Washington seinerseits versicherte, aus Amerika wären Kredite nur nach der Ratifikation des Abkommens erhältlich, so heißt es jetzt, daß ausländische Kredite eventuell benötigt würden,

aber erst, wenn das einheimische Kapital nicht ausreiche. Auch die Ratifikationsdebatten sind bis nach den Kammerferien verschoben worden, nachdem vorher verlautete, Poincaré beabsichtigte, die Schuldenabkommen durch die Deputierten verwerfen zu lassen, um nachher neue Verhandlungen anzuknüpfen. Diese Unsicherheit ist möglicherweise von Poincaré gewollt und soll die Zeit schaffen zur Aufrichtung der europäischen Gläubigerfront gegen den amerikanischen Schuldner. Poincaré hat die Kammer beschließen lassen, auf Dienstag die Nationalversammlung nach Versailles einzuberufen. Hier soll in kurzer Tagung die autonome Amortisationsklasse fest in die Verfassung eingefügt werden. Der feierliche Klang des Namens Versailles wird in ganz Frankreich ein Aufwogen patriotischer Gefühle verursachen. Die Erinnerungen an große Zeiten werden wach werden: 1789, am 5. Mai, traten in Versailles die Reichstände zusammen; aus dieser Versammlung entstand dann die Nationalversammlung der großen Revolution; im Spiegelsaal des Schlosses schloß die dritte Republik den demütigenden Frieden mit Preußen-Deutschland — hier wurde das deutsche Reich unter Wilhelm I. proklamiert, hier mußte die deutsche Delegation 1918 unter nicht weniger demütigenden Bedingungen das Diktat von Versailles unterzeichnen. Die parlamentarische Opposition ist gewillt, die historische Stimmung des Augenblickes zu einem revolutionären Vorstoß auszunutzen; sie kündet einen Antrag auf Abschaffung des Votorechtes des Senates an. Ohne Zustimmung des Senates wird nämlich kein Vorschlag Gesetz. Die Mehrheit Poincarés hat sich gegen dieses Traktandum ausgesprochen. Doch scheint die Verfassung den Antragstellern recht zu geben. Ueber die Versailler Tagung können wir diesmal noch nicht Bericht erstatten.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die Kammer einen Antrag zur Besteuerung der fremden Besucher abgelehnt hat, wohl mit der Ueberlegung, daß eine Fernhaltung der kleinen Frankenkäufer den Franken nur schädigt und daß die großen Valutajäger durch eine kleine Schröpfkur nicht von Frankreich ferngehalten werden.

Politische Ereignisse in den übrigen Ländern.

In England dauert der Grubenstreik in den vierten Monat hinein. Der Schaden, der der englischen Volkswirtschaft daraus erwächst, wird bis Ende Juli auf 150 Millionen Pfund geschätzt. Noch ist das Ende nicht abzusehen. Die deutsche, belgische und französische Kohlenindustrie hat dabei Hochkonjunktur. Die internationale Arbeiterfront zugunsten der englischen Grubenarbeiter ist wirkungslos geblieben. Mehr als 1½ Millionen Arbeiter sind arbeitslos, zwei Millionen Frauen und Kinder hungern infolge des Streiks. Die konservative Regierung Baldwins wird sich die Niederzwingung der Kohlenarbeiter nicht als Ruhmesblatt in ihre Annalen schreiben; denn die Unterkosten des Streiks, den eine kluge Regierung hätte vermeiden können, werden England auf Jahre hinaus belasten.

Außenminister Chamberlain ließ sich im Unterhaus über das Abessinische Abkommen zwischen England und Italien befragen. Die Angelegenheit wurde aktuell durch den Protest, den der abessinische Außenminister Ras Tafari in Genf deponierte. Nach Chamberlain planen England und Italien durchaus kein Attentat auf Abessiniens Unabhängigkeit. Die Zustimmung Abessiniens blieb bei der Abmachung vorbehalten, die Auseinandersetzungen in Genf würden sich ganz freundschaftlich gestalten. Immerhin bleibt Faktum, daß der Vertrag über dem Kopf eines Dritten geschlossen wurde, der erst nachträglich um seine Ansicht befragt werden sollte. England scheint nicht an dem Staudamm am Tanasee zu hängen; Chamberlain läßt wissen, daß dieser Damm auch auf englischem Boden errichtet werden kann. Man gewinnt den Eindruck, daß die ganze Abmachung nichts anderes war als eine Höflichkeitsbezeugung Chamberlains seinem Rapallo-Freunde Mussolini gegenüber.

Am 1. August traten in Italien die neuen Wirtschaftsgesetze in Kraft. Mussolini führt selbst das Ge-

werkschaftsministerium. Seine Einführungsrede gipfelte in der Behauptung, daß mit der Neuordnung in Italien die soziale Frage nunmehr gelöst sei und kein Mensch mehr Anlaß zu Klagen hätte. Trotz dieses paradiesisch anmutenden sozialen Friedens wird das Brot teurer und sinkt die Lira. Der Teuerung soll durch vermehrten Getreideanbau abgeholzen werden; die neue Ernte soll Italien zum großen Teil unabhängig machen von fremdem Getreide; die Fasisten verkündeten schon lange zum voraus ihren Sieg im „Getreidekrieg“. Jegliches Luxusgebäck ist verboten, ein Normalbrot soll das italienische Volk zur Genügsamkeit erziehen. Der französischen Lira hofft man durch die Verbesserung des Wirtschaftsbudgets aufzuhelfen zu können. Man fragt sich, ob zwischen dem Druck auf die Lira und der Weigerung Volpis, zum Goldstandard zurückzukehren, ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Anders kann man das Sinken der italienischen Valuta bei aktiver Handelsbilanz und Ueberschüssen im Staatshaushalt schier nicht erklären.

Nicht alle Italiener sind überzeugte Fasisten. Die im Ausland schon gar nicht. Von diesen vernimmt man gelegentlich skeptische Urteile über Italiens Zukunft. Die merkantile Isolierung, wie sie sich gegenwärtig vollzieht, erscheint ihnen als Unsinn; das Italien, das keine Kohle und kein Eisen und kein Petrol besitzt, könne sich diese Eigenbröderlei nicht leisten. Die künstliche Einschränkung der Bedürfnisse könne auf die Dauer ohne Schädigung der Produktion nicht aufrecht erhalten werden. Diese Kritik liest man etwa im „Corriere degli Italiani“, dem Organ der „Fuorusciti“. Im Lande selbst wäre sie undenkbar. Toscanini, der berühmte Dirigent des Scalaorchesters, der sich neulich in stolzer Gelassenheit weigerte, auf Befehl die Fasistenhymne „Giovinezza“ zu spielen, wird wohl Mailand und Italien verlassen müssen. Den Erfolg haben die Fasisten schon in Bernhard Shaw, der, verärgert durch sein Volk, das seinen 70. Geburtstag ignoriert, England den Rücken gekehrt hat und nach Stresa am Lago Maggiore gereist ist.

Alarmierende Nachrichten kommen aus Polen und Russland. Die Polen, so hieß es, mobilisieren gegen Litauen, um Kowno, der heutigen provvisorischen Hauptstadt (die Litauer betrachten immer noch das ihnen durch einen Handstreich des polnischen Generals Zeligowski weggenommene Wilna als ihre rechtmäßige Hauptstadt) zu erobern. Diese Nachrichten werden polnischerseits als falsch dementiert. Offiziell dementiert sind auch die Gerüchte von einer Militärrevolte in Leningrad und einer Flottenmeuterei im Schwarzen Meer, die aus Russland kommen. Durch den plötzlichen Tod Dscherchinskis, des blutigen Tschekaführers, und durch die Absetzung Zinowiews als Leiter der Kommunistischen Internationale, wurde die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die innerpolitischen Vorgänge in Russland gelenkt. Es muß sich dort ein gewaltiger Machtkampf zwischen der radikalen Richtung Zinowiews, die die Weltrevolution mit allen Mitteln erstrebt, und der gemäßigten Richtung Stahlins, die die Versöhnung mit dem Auslande und dessen Kredithilfe sucht, abspielen. Noch weiß man nicht, welche Partei ob siegen wird. Auch ist Trozkis Rolle in diesem Kampfe noch rätselhaft.

Ein weltgeschichtlich hochbedeutsamer Kulturmampf ist in Mexiko entbrannt. Diktator Calles hat endlich ernst gemacht mit der Durchführung längst beschlossener Enteignungsgesetze gegen die bisher allmächtige katholische Kirche. Zwei Drittel des Bodens von Mexiko waren bis heute im Besitz des Klerus. Ungeheure Reichtümer sind in den Jesuitenkirchen angehäuft, während das große Volk in Armut und Unwissenheit verkommt. Diese Kirchengüter sollen nun an den Staat und an die Volkswirtschaft übergeführt werden. Der ganze nationale und internationale Katholizismus lehnt sich nun gegen die „Beraubung“ der Kirchen auf. Reichlich Blut ist schon geslossen, und der Papst hat seine ganze Weltmacht, vor allem das internationale Kapital, gegen Calles mobilisiert. Dieser bleibt aber unerschüttert. Der Ausgang des Kämpfes ist auch hier noch ungewiß.